

Bibl. cant. VS Kantonsbibl.



1010321388

Johann Siegen

Gletschermärchen

aus dem

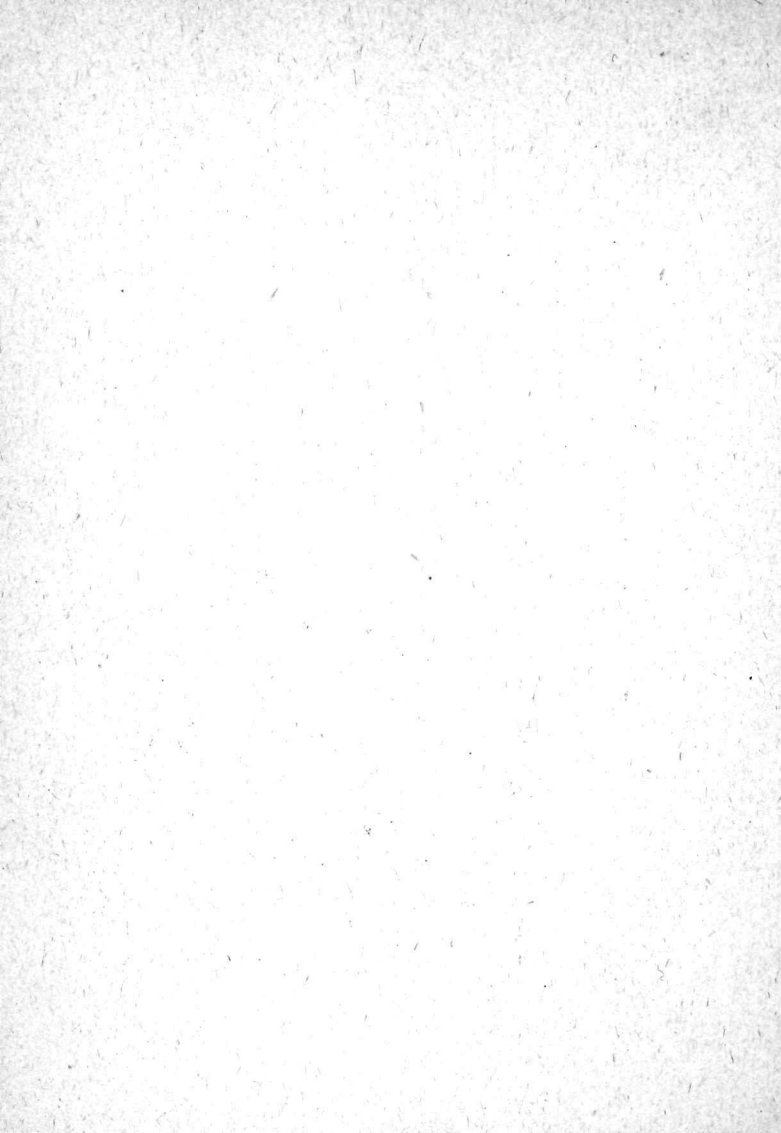
Lötschenthal

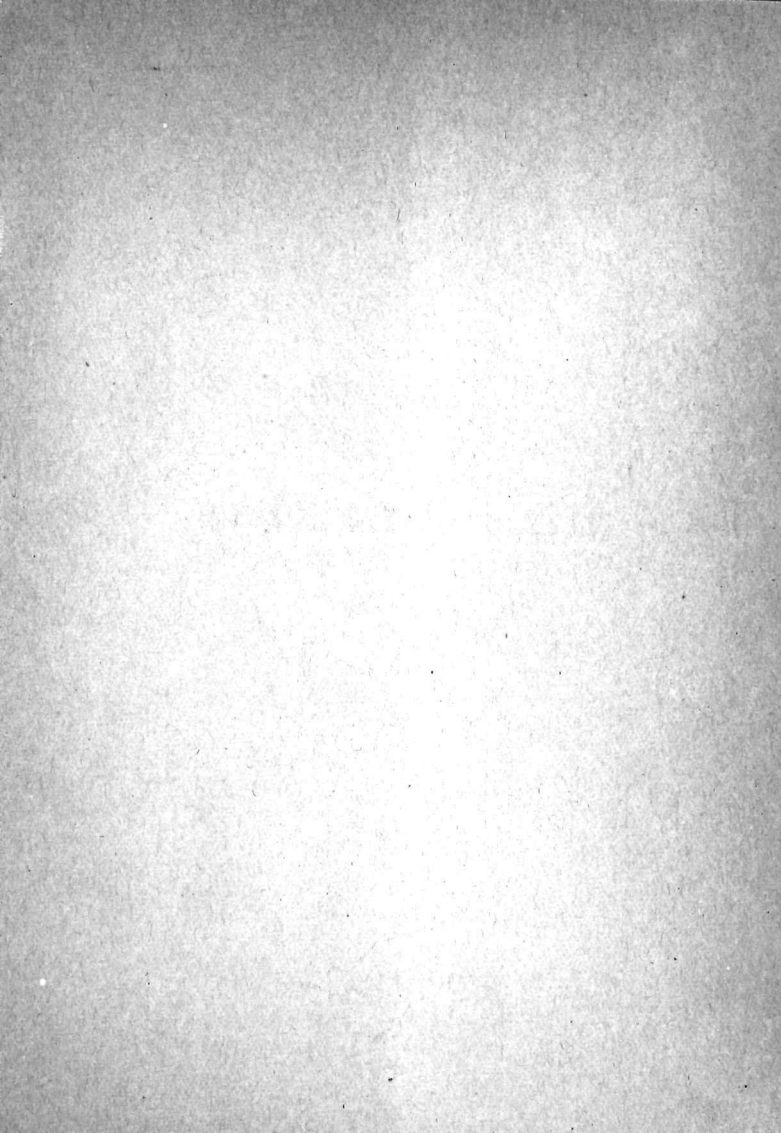


Mit 34 Illustrationen von Eug. Reichlen.

Bern, Biel.

Verlag von Ernst Kuhn.





Dem H. H. Dr. Meyer, Kantonsarchivar,
meinem frühem Sohn in Dankbarkeit
v. Verfasser

G l e t s c h e r m ä r c h e n





1732

Unter dem Titel *Légendes du Glacier* ist bei SPES in Lausanne und Vevey
eine französische Ausgabe dieser « Gletschermärchen » erschienen.

Johann Siegen

Gletschermärchen

für Gross und Klein

aus dem

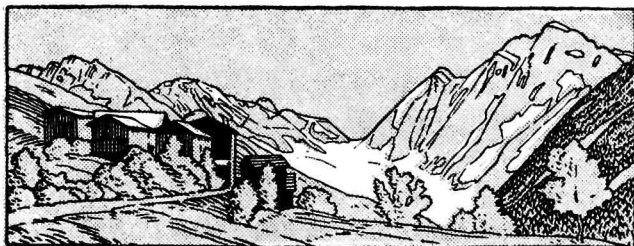
Lötschenthal

Mit 34 Illustrationen von Eug. ^[ene]Reichen



Bern und Biel
Verlag von Ernst Ruhn.

TA 429 [1921]



Zur Gletscherfahrt

Zitternd und zagend reden die Bewohner der Ebenen von den Schrecken der Berge. Die Berge haben keinen Schrecken für denjenigen, der darauf geboren. Nicht weniger als der Südländer an seiner Meeresküste und dem Palmenhain, hängt der Bergbewohner an seinen Tannenwäldern, Alpgütern, an seinen Gletschern und Bergen. Die Bergheimat ist ihm doppelt lieb, weil er sie doppelt zählt : mit seinem Mut und seinem Schweisse.

Ein Zeichen für die Liebe des Bergbewohners zu seinen Bergen ist die Poesie, mit der er sie umwoben. Diese Poesie gibt Geist, Leben, Fleisch und Blut den harten Felsen,

kalten Gletschern, wilden Wassern und erstarrenden Winden.

König der Berge ist der grosse Berggeist, dem alle andern Geister dienen. Er beherbergt den alten Lötscher und das Lauwitier : Schneesturm und Lawinen. In der Gewalt des Berggeistes sind auch die Gletscher, diese Wunder und Rätsel der Berge.

Die Gletscher sind bald wie Drachen, die mit offenem Rachen an den Gräten hängen und jeden Augenblick drohen in das Tal zu stürzen ; bald wie Schlangen, die sich zwischen den Bergen durch die engen Täler winden.

Wer kennt das geheimnisvolle Leben dieser Riesen, die tot sind und doch leben, die stille stehen und doch vor- und rückwärts gehen, die leblos daliegen und doch immer anders sich gestalten, die schweigsam sind und doch mit Donnerstimme rufen, die Leben vernichten und neues Leben spenden, die Bäume knicken und den Boden ackern dem neuen Samen, die die Kultur fördern und wiederum zerstören, die so viele Geheimnisse bergen, die sie selten enthüllen : kristallene

Grotten mit grünen und blauen Tiefen, mit zahllosen Eiskerzen, verschiedenfarbig leuchtend, sogar mit Menschen, die unverwes hier schlafen, da sie einst in eine trügerische Spalte eingesunken, wo sie niemand mehr gefunden ?

Am Rande der Gletscher, auf dem geschliffenen Felsen, setzen sich die Söhne der Berge nieder, die Hirten und die Jäger, und lauschen stundenlang dem geheimnisvollen Leben. Woher die Wasser aus dem Gletscher, welche die Seelein speisen ? Woher das Rauschen in den Tiefen ? Warum die geschliffenen Felsen ? Wohin tragen die Gletscher die Steine auf ihrem gewaltigen Rücken ?

Für all diese Geheimnisse haben die Bergbewohner die Lösung schon gefunden, bevor die Gelehrten anfangen, darüber nachzudenken. Ihre Ergebnisse werden oft nur bestätigt von der wissenschaftlichen Forschung. Diese Ergebnisse haben sie nicht in gelehrte Bücher niedergeschrieben und nicht auf hohen Schulen vorgetragen, aber von Mund zu Mund lebendig weitergegeben und erzählt im Abend-

sitze. Die Erzählung erscheint nicht in gelehrter, farbloser Gestalt, sondern im Kleide der Poesie, der bunten Volkspoesie, oft sogar in Reimen.

Wie sind die Gletscher entstanden ? Eine reine Jungfrau, der Winter, hat Stücklein von sieben Gletschern in der Lötschenlücke zusammengetragen und so die weisse Kuh, den Langen Gletscher wachsen lassen. Die weisse Kuh hat schon einmal über die Luägla nach Gampel hinabgeschaut, hat sich zurückgezogen, und das Tal ist zuerst der Gampeler Schafalpe geworden. Nochmals wird das Tal verwildern, der Leuker Rossalpe werden : und dann wird der Lange Gletscher nochmals über die Luägla hinabschauen ins Rhonetal.

Die einstigen grossen Gletscherwanderungen sehen wir im kleinen heute noch sich wiederholen. Augenblicklich rücken alle Gletscher im Tale vor. Wie kommt das ? Über den Anen sitzt die Weisse Frau, der Firnschnee, und macht, dass die Gletscher vorstossen und den Menschen gefährlich werden.

Die Gletscher tragen auf ihrem Rücken Granitblöcke, rund geschliffen in einer Glet-

schermühle, und lassen sie sogar auf Pässen liegen : Der Müllerstein. Die Gletscherbäche haben sich in den Felsen ein tiefes Bett gegraben, in dem ihre Wellen spielen : Das Wunderspiel.

Die Gletscher können auch gefährlich werden. Mit Steinen der Moränen besäen sie den Hirten die Alpweiden : der Gandeggungeist ; sie schwemmen die Moränen ins Tal : die Gletscherböcke ; sie lassen den Gletschersee auslaufen : das Seemannli.

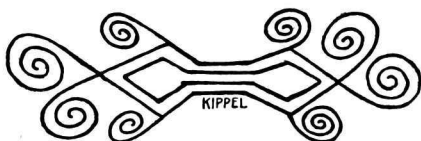
Wer weiss das alles ? Die Zeit hat das alles gesehen und weiss das alles zu erzählen : Der Ewige Jude, der seine Ruhe erst finden wird am Jüngsten Tage. Aber der Ewige Jude ist nicht bloss ein gesellschaftlicher Unterhalter, er ist ein ernster Sittenlehrer.

Ein Zug der gläubigen Volkspoesie ist ein stark belehrender Einschlag. Sogar die Gletschersagen mahnen uns : Hütet euch vor Ungehorsam, Unreinheit, Eifersucht, Undank, Unrecht und jeder Gottlosigkeit. Das Laster wird den Segen Gottes verlieren und die Tugend muss ihn gewinnen. Der Kirche

Segen und unser Gebet schützen uns vor den Gefahren der Berge.

Die Volkspoesie ist heute etwas scheu geworden vor den Fremden. Sie liebt es nicht, sich zur Schau zu stellen und erst nicht, um verständnislos angepriesen und angestaunt zu werden. Lieber flieht sie zurück in ihre Heimat und stirbt wie ein Volk, von einer fremden Kultur vernichtet. Möge wenigstens noch ein Schatten von ihr Herberge und Verständnis finden bei edlen und gutgesinnten Menschen.

Der Verfasser.

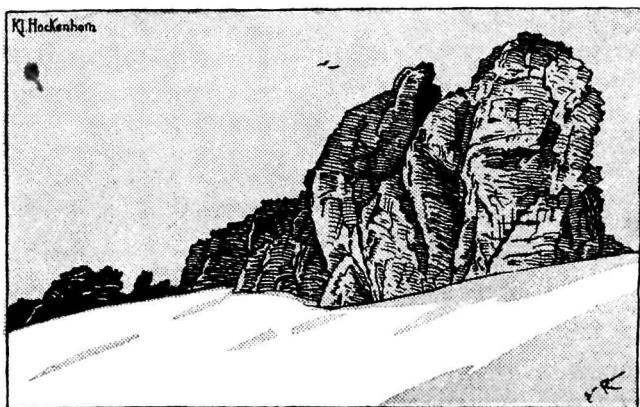




Das Gletscherseeli

Das Gletscherseeli haben nicht alle gesehen, es liegt hoch oben auf dem Grat am kleinen Hockenhorn. Weit ab vom Wege der Menschen schläft es ungestört den ganzen langen Winter in seinem Gletscherbett unter der dichten Firndecke. Erst im hohen Sommer, wenn im Tale bald die Aehren reifen, öffnet das Gletscherseelein an warmen Nachmittagen sein grosses, rundes Auge und schaut verwundert nach der warmen Sonne am blauen Himmel, nach den unzähligen Bergesspitzen, nach dem Felskoloss, der

schon Jahrtausende Wache steht zu seiner Seite und nach dem Menschenkind, das zaghaft am schmalen Rand vorüberschreitet, als



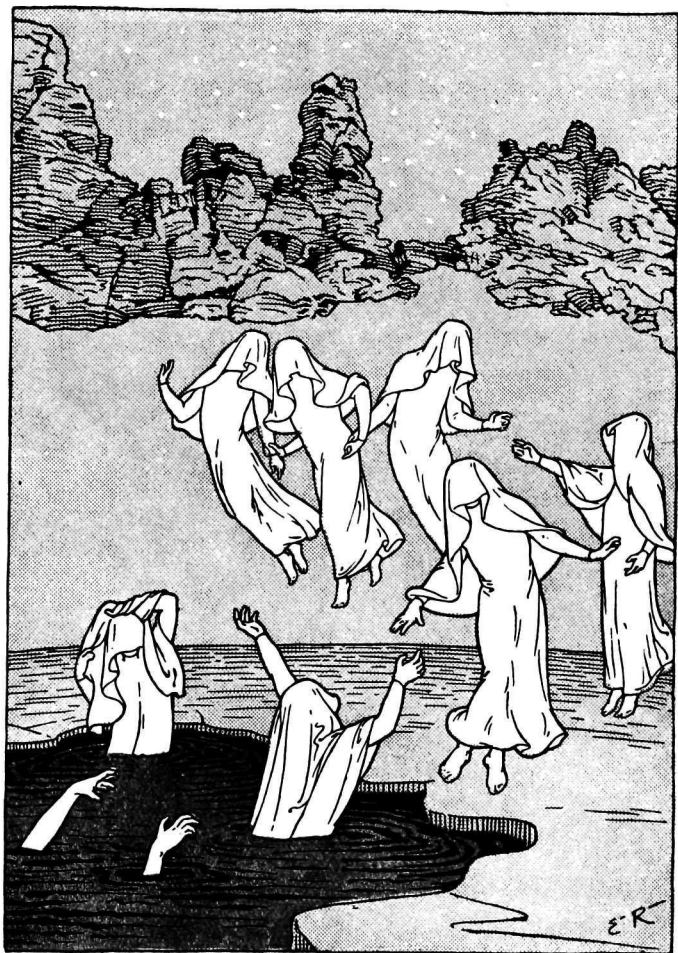
fürchte es, das Gletscherseelein zu treten. Glückliche der Mensch, der mit hellem und reinem Auge sich spiegeln darf im kristallinen, blau und grün umrahmten Augenstern des Gletscherseeleins. Einer solch glücklichen, makellosen Seele lächelt das Gletscherseelein freundlich zu, während es sich umflort beim Anblick eines bösen Menschen.

Das Gletscherseelein ist selbst ein Geheimnis und birgt wunderbare Geheimnisse in seiner Tiefe. Woher hat es sein klares Wasser, hoch oben auf dem Grat, wo nur die Winde Schneeflocken treiben, und wo keine Quellen rauschen ? Das wüssten die armen Seelen zu sagen, die in grosser Zahl in der Tiefe des Gletscherseeleins frieren und weinen, seufzen und nach Erlösung schmachten. Von ihren Tränen wird das Gletscherseelein gespeist, darum sind seine Wasser so klar und hell, so lauter und so rein.

Die armen Seelen im Gletscherseelein sind einmal lustige Menschen gewesen, Jünglinge und Jungfrauen, die in Alphütten und Bergstübchen lachten und scherzten, die mit ihren schönen falschen Augen andere lockten zu heimlichen Abendsitzen und Schmausereien, *Zittelabenden* und Tänzchen. Jetzt müssen sie hier Reue- und Sühnetränen vergiessen für alle ungeziemenden Gedanken und Begierden, für alle leichtfertigen Blicke und losen

Worte, mit denen sie andere narren und verführten, und für alle Schweisstropfen, die auf den Tanzboden geflossen. Erst mit der letzten Reueträne fliegen sie in einer hellen Winter nacht, völlig geläutert und gereinigt, selbst licht geworden wie ein Stern, hoch über die Sterne zu ihrem Schöpfer und Beseliger.

Es gibt aber Seelen, deren Tränen in der eisigen Wildnis Jahre lang fliessen, vielleicht Hunderte von Jahren. In mondhellen Nächten kommen sie herauf aus ihrem kalten Kerker und reichen sich die bleichen Hände zu einem Tanz, zuerst um den schwindligen Rand des Gletscherseeleins. Je mehr Seelen heraufsteigen, um so länger wird die Kette, bis der Reigen das kleine und das grosse Hockenhorn umspannt. Kein Boden stöhnt, keine Musik spielt und kein Jauchzer erschallt, nur die Tränen fallen ohne Unterbruch auf den Schnee und wandeln sich bei der eisigen Kälte in glitzernde Kristalle, Sterne und Sternlein. Wie er gewachsen, so

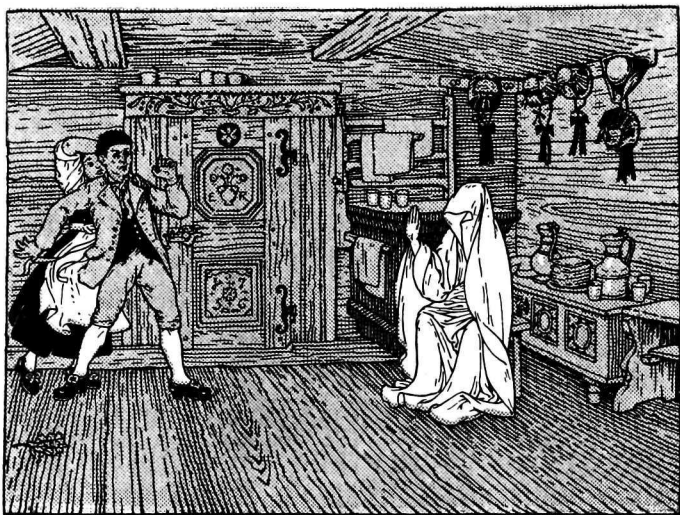


nimmt der Reigen wieder ab, bis er sich nur mehr bewegt um den Rand des Gletscherseeleins, und bis endlich die letzte Seele wieder hinabsteigt in die geheimnisvolle Tiefe. Am Morgen beim ersten goldenen Sonnenblick glänzen noch die kristallinen Tränen, vergehen aber schnell als letztes Andenken an den nächtlichen Reigen.

In stürmischen Winternächten müssen die armen Seelen heulend mit dem brausenden Sturm vorbeisausen über die Berg- und Alpentriften, die Schauplätze ihrer früheren Sünden. An den Hütten müssen sie vorbei, an den Scheunen, Ställen und Stübchen, wo sie einst in jugendlichem Uebermut schwelgten. Warnen müssen sie die Lebenden, Türen und Fenster fest zu schliessen, die Abendsitze aufzuheben, die Lichter auszulöschen, sich dem Schutzengel zu empfehlen, und an das Ende aller Dinge zu denken.

Einmal im heissen Sommer ist am Fusse des Hockenhorns ein lustiger Abendsitz ge-

wesen. Der Spielmann durfte etwas kosten, aufgetischt wurde was Küche und Keller ver-



mögen, es musste hoch hergehen, denn auch von andern Gemeinden waren Gesellen eingeladen. In dem engen Stübchen ist es heiss zum Glasschmelzen, so dass die Schweisstropfen sich zu allen Poren drängen. Mitten im Tanze

geht die Türe auf, eine weisse Gestalt ist wie in einem Gedanken über die Schwelle hereingekommen und hat sich auf der Ofenbank niedergelassen, laut jammernd :

O wie kalt, o wie kalt,
Und ich muss heute noch bis in den höchsten Grat.

Augenblicklich war es in der dampfend heissen Stube gletscherkalt geworden, dass der Schweiss an den erbleichten Wangen erstarrte, und die erschreckte Gesellschaft zitterte vor Kälte. Die arme Seele aus dem Gletscherseelein wollte die jungen Leute am kleinen Finger spüren lassen, welche Pein die Tanzenden erwartet. Für diesen Abend war die Gesellschaft aufgehoben.

Wie alle andern, so musste auch dieses Erlebnis als verborgenes Geheimnis von Ohr zu Ohr wandern, bis es plötzlich auf dem Dorfplatz stand am hellen Tage. Ein neulich aus der Fremde heimgekehrter Soldat tat gross mit seinem Unglauben. Aber als auf-

geklärter Geist musste er der Wahrheit auf den Grund kommen.



Eines schönen Morgens sieht man ihn mit dem treuen Gewehr an der Schulter und dem

stolzen Federbusch auf dem Hute auf dem Weg zum Gletscherseeli. Am Rand des vom frostigen Nachtwind eisumflorten Gletscher-
auges nimmt er den schweren Stutzen in die Rechte, legt die Linke auf die Brust, und als gelte es den ganzen weiten Kreis der Berge als Zeugen anzurufen, ruft er mit starker Stimme :

Ist etwas an der *Zellätun*
Von den armen Seelen,
So soll es mir ein Zeichen tun
Und jawohl nicht fehlen.

Bei diesen Worten stösst der tapfere Soldat den Gewehrkolben durch die dünne Eisschicht und zieht ihn zurück. Darf er seinen Augen glauben ? Der Kolben ist abgeschmolzen, so weit er in das Wasser reichte. Von dieser Zeit an hat auch der Soldat nie mehr gezweifelt an den armen Seelen im Gletscherseeli.



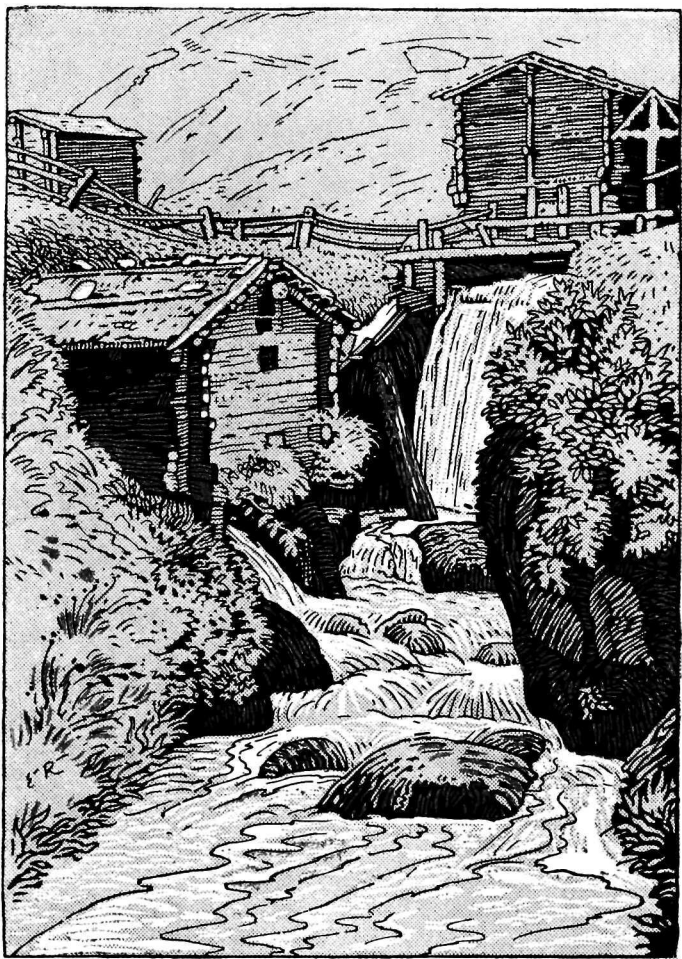
Der Müllerstein

Zwischen den Dörfern Blatten und Eisten ist die Milinegga. So heisst der Ort, weil hier früher die Dorfmühle gestanden. Besorgt hat die Mühle seit Menschengedenken der alte Müller von Eisten, das heisst, er hätte sie besorgen müssen, wenn nicht ein anderer für ihn gearbeitet hätte.

Mochte nämlich der alte Müller am Abend noch so viele Säcke Roggen oder Gerste in die Mühle stellen, am andern Morgen war immer

alles gemahlen, aufgefasst, zugebunden und sogar abgestäubt, ohne dass er dabei sein oder auch nur den kleinen Finger hätte rühren müssen. Das wunderte den alten Müller doch, wer ihm die Mühle so flott besorge.

Eines Abends versteckt er sich hinter dem Mühlekasten und guckt durch ein Bohrerloch, um den nächtlichen Gast zu beobachten und zu belauschen. Richtig geht die Türe auf und es erscheint ein Zwerglein, dessen Hosen, hätte es solche gehabt, sogar dem kleinen Josi zu kurz gewesen wären. Frisch und flink hebt das Männlein die schweren Säcke auf die Trommel, schüttet sie aus und lässt die Mühle laufen mit einer Geschwindigkeit, dass sich die Schläge nicht mehr zählen lassen. Sack um Sack wird oben ausgeleert, unten wieder eingefüllt und in Reih und Glied gestellt. In zehn Tagen hätte der Müller die gleiche Arbeit nicht besser besorgt, als der Zwerg in wenig Stunden. Bevor in der Früh



die Eistglocke ertönt, ist das Zwerglein fertig und fort in die finstere Nacht.

Daheim erzählt der alte Müller seinem Weibe vom dienstbaren Geist in der Mühle. « Bald kommt das frohe Weihnachtsfest. Der Zwerg kennt wohl kein Christkindlein. Was ist billiger, als dass wir ihm etwas schenken ? »

Die Mutter macht nun aus Trillich Röcklein und Höslein, klein und fein, mit Taschen und Schlitzen, Schnallen und Knöpfen, alles glänzend neu. « Hat mir Gott kein Kind geschenkt, so soll es jetzt das Zwerglein sein. »

Freudig nimmt der alte Müller das Geschenk, als wäre es für ihn selbst gemacht und bringt es flink zur Mühle. Arbeit macht er heute keine bereit, denn es ist der Vorabend vom hohen Weihnachtsfest, den alle feiern müssen. Schön werden die Geschenke auf dem Dreibeiner aufgelegt, zu oberst die wollgestickte Zipfelmütze.

Wie gewohnt kommt das Zwerglein, schaut



verwundert, legt die Kleider an, dreht sich dreimal um, springt und singt :

Das ist fein, das ist mein,
Jetzt bin ich ä rächtä Ma
Na hinad hin niämer meh da.



Was fällt dem Zwerge ein ? Von der Mühle lüpft er wie ein Käsbrett den schweren Mühlestein mit dem Läufer obendrein, setzt

die Mütze drauf und ist zur Tür hinaus, bevor der Müller sich regen kann, seinem Eigentum zu wehren.

Der Müller hat später seine Steine wiedergefunden, aber zu weit weg, um sie zurückzubringen auf die Milinegga. Der freche Zwerg war nämlich in der heiligen Nacht mit den zwei Mühlsteinen auf dem Haupte über die Berggüter und Alpen emporgestiegen bis ins Obere Ferden. Wie er den Fuss auf den höchsten Grat setzte, wo man hinabsteigt nach Leukerbad, schlugen eben in Kippel die Glocken an, die Weihnachtsmesse einzuläuten. Der Dieb konnte keinen Schritt weiter, musste die schweren Steine fallen lassen und im nahen Majinghorn gebannt bleiben.

An schönen Sommertagen, wenn die Sennerrinnen von Kummen im Obern Ferden die Kühe hüten, hören sie das Zwerglein aus dem Majinghorn Steine auf den Gletscher rollen, können aber nichts sehen. Nur in stürmischen Nächten springt der Dieb herab auf

den Bergsattel, lüpfte die schweren Steine auf das Haupt, wie einst in der Mühle. So muss er stehen solange der Sturm die schweren Blöcke treibt, dass man sie donnernd mahlen hört bis an den Kummenstafel.

Wer seither über den Berg geht, sieht die Steine auf der Wasserscheide zwischen Leukerbad und Lötschen. Der Ort heisst heute noch « Beim Millerstein », und die Hirten von Kummen pflegen heute noch zu sagen :

Du findest kein Zwerglein so brav und so gut,
Das hätte nicht seinen Tuck unter dem Hut.





Die Weisse Frau

Anna war die reichste und schönste Frau der Stadt Sitten, und das will etwas bedeuten. Auf dem jähem Felsen von Tourbillon neben dem Hügel von Valeria hatte sie ihre Wohnung und trug immerfort, nicht bloss bei Taufen und Hochzeiten, ein Kleid, weiss wie der Schnee. Darum wurde sie vom Volk die Weisse Frau geheissen.

Alle Mal, wenn vom Lemansee herauf der Frühling ins Rhonetal einzog, schaute die Weisse Frau voll Sehnsucht nach den Ober-

walliser Bergen. Dort war sie geboren worden, und dort war auch ihr Herz geblieben. Eines Tages ist sie plötzlich fortgegangen, um den schönsten Ort im Lande zu ihrem Sommersitz zu wählen. Alle Täler hatte sie durchstreift und alle Gräte überstiegen. Auf den südlichen Bergen hatte der Föhn sie vertrieben, und auf den nördlichen ihr der Nordwind zu kräftig ins Gesicht geblasen. Auf der Suche kam sie bis an den Ort, wo die weissen Bäche vom Langen Gletscher, vom Grosshorn und vom Beichgrat tosend in einander schäumen.

Hier findet die Weisse Frau was sie längst gesucht: Bergseelein mit silberhellem Spiegel, kristallene Quellen und Gletschergrotten mit himmelblauen Wänden. Kein Wunder, dass die Weisse Frau hier ihre zweite Heimat findet, wo die ersten Strahlen der blitzenden Morgensonne sie wecken, und wo im Kreise der Berge das letzte Abendrot ihre weisse Gestalt vergoldet.

An dem glücklichen Ort baut Frau Anna ein Haus und legt einen Garten an mit Bäumen, wie sie sonst nur in der Ebene wachsen. Die Weisse Frau freut sich, dass unter ihrer Pflege der Garten grünt und blüht, aber ihrem Glücke fehlt die Krone : Sie fühlt die Einsamkeit, das Unglück vieler Menschen. Kein einziger will ihr Paradies betreten. Die Hirten der Guggin- und Gletscheralpe treiben ihre Tiere nur bis zu den angrenzenden Bächen, und die Jäger machen lieber einen Umweg über die schroffen Felsen oder über die tief zerrissenen Gletscher. Es muss sein, dass sich alle gegen die unbekannte Fremde verschworen haben.

« Hassen mich die Menschen, so sollen wenigstens die Tiere mein Paradies genießen », sagt Frau Anna und lockt die Gemsen aus allen Revieren auf ihre blumenreichen Weiden. Vergeblich suchen die Jäger alle Berge ab, Frau Anna hat alles Wild in ihren Bann geschlagen.

Eines Tages stellt sich stolz der kühnste Jägersmann vor die hohe Gestalt der Weissen Frau und sagt : « Ich bin nicht gewohnt zu betteln. Ich kaufe die Tiere zurück, die du mit List gewonnen. »

Nicht weniger stolz mustert ihn die Weisse Frau vom gekrümmten Federbusch bis zu den Silberschnallen und nennt den Preis :

Für jedis Tiär ä Schalluchuä,
Di jungi Hirt oich noch derzuä ¹.

So reich sind alle Jäger zusammen nicht. Mit gehängtem Kopf kommt der Jäger zurück und setzt sich auf einen geschliffenen Geisberger ², mit dem der Gletscher einmal Steine gemahlen. So findet ihn der Hirt von Gugginen und fragt nach dem Kummer seines Herzens.

« Du hast ein Herz zu hart, um mir zu

¹ « Für jedes Tier die Schellenkuh,
Den jungen Hirten auch dazu. »

² Erratischer Block.

helfen, sonst würdest du die Kühe nicht hier auf der magern Weide quälen, während jenseits des Baches die Gamsen im hohen Grase mit einander stossen. »

« Mein Herz ist nicht von Stein, aber ich weiss, dass Gehorsam mehr Segen bringt, als die besten Weiden. Es ist mir verboten, den Steg zum Gut der Weissen Frau zu betreten. »

« Sei kein Kind. Setz dich auf die erste Schellenkuh, und du brauchst gegen kein Gebot zu fehlen. »

Wie ein böser Geist treibt der Hirte alle Kühe zusammen. Sobald er auf der ersten Schellenkuh an der Spitze seiner Herde über den Steg in das schöne Gut einreitet, fliehen vor ihm die Gamsen in die Felsen und in die Berge.

Was findet der Hirt von Gugginen im Paradies der Frau Anna ? Die Weisse Frau ist freigebig, aber stolz und kalt, als hätte sie kein Herz im Leibe. Schon wäre er gerne zurück bei den armen, aber liebevollen

Menschen. Die Weisse Frau lässt ihn nicht mehr ziehen. Jeden Tag vertröstet sie ihn auf den kommenden Morgen.



Ja, der nächste Morgen soll es sein, denkt der Hirt. In der Nacht verstopft er mit Gras den Kühen die Schellen, umbeim ersten Morgengrauen lautlos und ungesehen die Herde zurückzutreiben.

Dem schlaflosen Hirten wird die Nacht unbändig lang, kalt und immer kälter. Am Morgen sieht er die Gletscher aus der Lötchenlücke, vom Grosshorn und vom Beichpass in einander verschlungen wie die Leiber dreier Riesendrachen. Die Eiswände sind so steil

und schroff getürmt, so tief zerklüftet und zerspalten, dass kein Menschenfuss den Weg darüber findet. Die Sonne geht auf wie alle Tage, aber ihre Strahlen bleiben zwischen den Gletschern so kalt, dass sie weder erwärmen noch beleben. Die Brunnen bleiben zugefroren und die Gräser abgestorben. Die Kühe sind bei offenen Augen stehend erstarrt und nicht einmal umgefallen. « O gute Weisse Frau, erbarme dich des armen, verführten Hirten und löse diesen bösen Zauber. »

Aber die Weisse Frau hat keine Macht, das Unheil zu beschwören. Sie kann die Gletscher in hundert Jahren nicht schmelzen lassen, die sie in einer Nacht gerufen. Sie muss sehen, wie der Hirt vor Heimweh vergeht, fern von den Lieben. Nach wenigen Tagen muss sie sein im Tode erstarrtes Antlitz mit einem weissen Leichentuch bedecken.

Frau Anna darf nicht einmal selbst in dem vereisten Paradiese bleiben. Der Fluch treibt

sie auf den höchsten Felsen, wo sie seufzt und weint, bis ihre Tränen den harten Stein glatt geschliffen und tiefe Rinnen darin gezogen haben.

Seither sind die Gletscher wieder abgeschmolzen und die Quellen aufgetaut, der Rasen ist wieder grün geworden und über den Rand des Gletscherbaches neigen sich Wachholdersträucher und Alpenrosen. Aber das verlorene Paradies der Weissen Frau vermögen die warmen Sonnenstrahlen nicht in seiner frühern Pracht hervorzuzaubern. Von ihrem Hause sieht man heute nur mehr zerfallenes, halb mit Moos überzogenes Gemäuer. Die Menschen fliehen heute noch den Ort, fast wie zu Frau Annas Zeiten.

Wohl kommen Hirten und Jäger heute noch hier vorbei, und setzen sich an der Sonne nieder, umfächelt vom kühlen Hauch der nahen Gletscher. Aber kein Hirte lässt hier seit Menschengedenken seine Tiere über Nacht bleiben, kein Jäger sucht hier mehr



eine Nachtherberge unter dem Dach eines schützenden Felsens.

Inzwischen sitzt die Weisse Frau immer noch auf dem höchsten Felsen zu Pein geschlagen. Sie schaut nicht mehr, ob der Garten blühe, der ihre Freude und ihr Leid geworden. Sie schaut nach den Gletschern, ob diese nicht bald vorstossen ins Tal. Sie weiss nämlich, dass wenn die Gletscher wiederum das ganze Lötschenthal anfüllen, ins Rhonetal vorstossen und mit ihrer Zunge die Felsen von Tourbillon und Valeria lecken werden, die Stunde ihrer *Erlösung schlage*. Sie darf dann aufstehen von dem harten Stein und ihre alte Heimat aufsuchen auf dem Hügel über Sitten. Bis dahin wird noch mancher heisse Sommer und mancher kalte Winter vergehen, wird noch mancher Hirte von Gugginen hinüberschauen nach den Weiden des verlorenen Paradieses, die heute noch « die Anen » heissen.



Der Lange Gletscher

Zur Zeit, wo der Ewige Jude zum ersten Mal ins Wallis gekommen ist, hat das Lötschental noch Lichttal geheissen. In den Hochtälern reifte damals der Wein, und Matten und Alpen erstreckten sich bis an die höchsten Berge. Keine Gletscher lagen auf den Pässen und keine Firnen an den Gräten. Hören wir, was der Ewige Jude von dieser Zeit erzählte :

« Damals gehörte das Lötschental zwei Schwestern, und die wollten es teilen. Sie haben die March mitten über Kühmatt ge-

zogen und das Los geworfen. Diejenige, welcher das untere Tal zufiel, sagte zu ihrer Schwester mit Tränen in den Augen : « Liebe Schwester, du hast das bessere Los gezogen : ich habe Wald und Berg, du hast die Matten und die Wiesen. » Der Wiesengrund reichte damals bis in die Lötschenlücke. In dem Gletschergrund fanden die Hirten keinen Stein, um ihn nach den Kühen zu werfen, und auf dem Tschorrä liessen die Faflerinnen ihre Kühe acht Tage weiden. Durch die Schuld der Menschen ist heute diese Herrlichkeit zum grossen Teil unter Gletscher und Geröll, Schnee und Schutt begraben.

« Als einmal ein fahrender Schüler im Frühling in euer Tal gekommen ist, hat er auf der Faldumlawine ausgerufen : « Welch ein schönes Tal. » Die Lötscher seufzten : « Du solltest unsere Wiesen im Sommer sehen, wenn sie unter der sengenden Sonne verbrennen. » « Dem weiss ich Rat, » meinte



der Fremde ; es war aber ein Rat, den er besser behalten hätte. « Eine reine Jungfrau suche Stücke von sieben Gletschern und lege sie zuoberst im Tale nieder, dort, wo die Berge einander am nächsten kommen, und ihr werdet Wasser haben zum Wässern und zum Trinken. Wenn aber die weisse Kuh ins Tal steigt, dann flieht vor ihr. » Die letzte Rede haben die Lötscher damals nicht verstanden, sonst hätten sie Rat Rat sein lassen. Eine reine Jungfrau suchte Stücklein von sieben Gletschern und legte sie zuhinterst im Tale nieder, in der Lötschenlücke. Die sieben Stücklein sind nicht geschmolzen, und heute ist die weisse Kuh stundenlang gewachsen und heisst der Lange Gletscher. Eure Väter hätten sollen die göttliche Vorsehung walten lassen und nicht die Kunst der bösen Menschen.

« Auch der untere Teil des Tales hat sich seither viel verändert. Wo heute das Geröll der Wilerra sich weit ausdehnt, waren da-

mals fruchtbare Wiesen, die zwei Schwestern gehörten. Diese hatten die fromme Gewohnheit, beim ersten Feierabendläuten die Arbeit einzustellen, mochte sie noch so sehr drängen. Hatten sie eine Heuburdin geladen, so zogen sie das Seil zurück und liessen sie über den Festtag liegen. Einmal nun hatte ihr Knecht, der es besser wissen wollte, schon drei Wische geladen, als es von der Kirche des heiligen Martin Feierabend läutete. « Diese nehme ich mit, » meinte er. In der folgenden Nacht hat der Wilerbach das schöne Gut verwüstet.

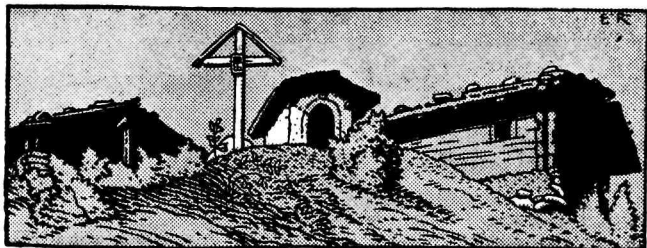
« Bis ich nächstes Mal wiederkomme, wird sich noch vieles ändern, denn ich muss nochmals kommen. Bis dahin werden die weissen Schnecken das Blattendorf untergraben, der hangende Gletscher wird das Wilerdorf in den Bahn tragen, Kippel ist auf Schwarzerlen gebaut und wird von der Lonza fortgespült, und Ferden wird von dem Golnbach in die Kreschärre geschlagen werden. Dann wird

das Tal der Leukerrun Rossalpe, bis der Lange Gletscher von der Luäglä nach Gampel schaut. Weiss Gott, wo dann eure Gebeine ruhen werden, wenn die meinigen noch herumirren auf der sterbenden Erde. Weiss Gott, wie viele Jahrhunderte bis dahin noch veruschen. Die Zeit geht schnell, schneller als man meint. Die Gletscher rücken wieder vor, die schwarzen Kirschen reifen nicht mehr in eurem Tale, die obersten Wälder wachsen nicht mehr auf, die Aecker werden zu Wiesen gelassen, und aus den höchsten Sitzen haben sich die Menschen schon zurückgezogen.

« Wenn ich nächstes Mal wiederkomme, wird euer Tal das Wüsttal heissen. »

.

« Jetzt muss ich fort, jeder Tag trifft mich an einem andern Ort, bis der Herr erscheint. Herr, komme bald. »



Das Wunderspiel

Am Fusse des Breithorns, im Innern Faflertal, heisst ein Ort das Wunderspiel. Es ist der Ort, wo die Wasser des schäumenden Bergbaches, die am Petersgrat entquellen, sich gesammelt und am tiefsten in die Kalkfluh eingefressen haben. Den felsigen Bachrand bekränzen Alpenrosen, und über diese hinaus hängt sich der Hirte von Fafleralp und schaut träumend in die Tiefe.

Frägst du ihn : « Was lockt dich auf den Abgrund ? » so raunt er dir leise wie ein

Geheimnis : « Hörst du nicht das Wunder-
spiel ? »

Neigst du dein Ohr über den Rand in



schwindliger Höhe zwischen Himmel und
Erde, so musst du sagen : « Wirklich, aus der
Tiefe kommt ein wundersames Spiel, bald
stärker, bald leiser ; bald brausend, bald wo-
gend ; mit den Wellen des Baches und dem
Wehen der Lüfte steigend und fallend,

schwellend und sterbend in immer wechselnder Art. »

« Siehst du den Spielmann ? »

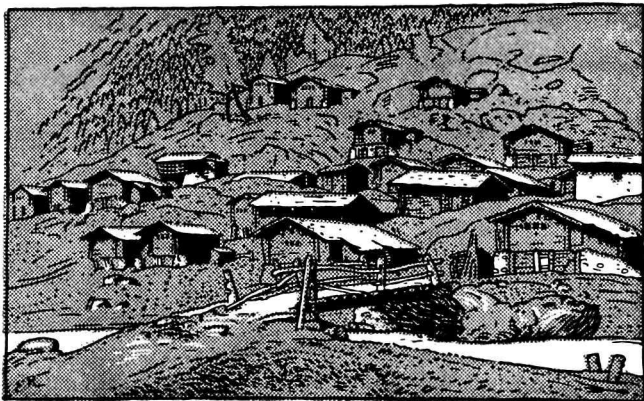
« Nein, aber die Mutter meiner Grossmutter hat noch dessen Geige gesehen, und deren Mutter hat noch ihr Spiel gehört. Die Grossmutter hat uns oft vom Spielmann erzählt und uns gewarnt, sich hier beim Wunderspiel nicht zu tief hinauszubücken, denn ungehorsame Buben würden nicht aus der Tiefe zurückkommen, wie der Spielmann. Wollt ihr hören die Geschichte vom Wunderspiel ? »

Auf der Blüemlisalp im Berner Oberlande sind einmal drei Sennen gewesen. Zwei von ihnen gingen im Mondschein oft nach Gugginen zum Abendsitz. Der Dritte ist nicht mitgegangen ; seine Geige war die Geliebte, die ihm die Zeit vertrieb.

Einmal nun wollten die zwei andern Sennen den Spielmann auch mithaben, um zum Tanze aufzuspielen. Lange hat sich der Spiel-

mann anhaben (bitten) lassen, endlich ist er mitgegangen.

Wie Gamsen liefen die drei Sennen über



Felsgräte und Bergschluchten, über Gletscherspalten und Firnfelder. Hier, wo die Felsen beider Ufer einander am nächsten kommen, setzten sie über den Bach in gewagtem Sprunge.

In Gugginen wartet ihrer schon ein lustiger Abendsitz. Vom Fafler und vom Gletscher-

stafel sind Sennerinnen dazu geladen. Auf Zinntellern sind Küchlein turmhoch aufgeschichtet, und das oberste soll dem flottesten Tänzer gehören.

Mit Stolz führen die Berner den neuen Spielmann in die Gesellschaft ein. Eine Probe seiner Kunst soll er gleich geben.

Der Spielmann spielt ein Lied von reiner Kunst und reiner Liebe, von Treue und von Edelsinn, so rührend und so inniglich, dass den Tänzerinnen die Tränen auf die weissen Schürzen fallen. Ihr Herz wiederholt vorwurfsvoll : Treue, Treue.

« Dem Spielmann gebührt der Preis », so sagen alle. Die Meisterin der Hütte fügt hinzu : « Gott geleite alle nach Haus. »

Wütend wollen sich die eifersüchtigen Kameraden auf den Spielmann stürzen. Dieser ist in die Nacht geflohen. Der Mond hat ihm den Weg gezeigt, aber auch seine Spur verraten. Im Wollwald waren ihm die Verfolger schon so nahe, dass sie auf seinen

Schatten treten konnten. Hier am Bachrand haben sie ihn eingeholt, wie er gerade den Fuss ansetzte zum kühnen Sprunge. Ein Stoss in den Rücken, und ein letzter Schrei: «Jesus, Maria und Joseph» wiederhallt von den Felswänden und steigt empor bis zu den Bergen und den Sternen.

Die Mörder haben nicht Zeit, sich über ihr Opfer zu freuen. Jeder hält den andern für einen Feind und Nebenbuhler, dem das gleiche Los gebührt. Ohne ein Wort zu sprechen, fangen sie an zu ringen, bis sie umschlungen mit einander in die Tiefe stürzen mit einem höllischen Schrei, den die Fluten begraben.

Es muss schon so sein, denn es soll hier nicht geheuer zugehen in mondhellen Nächten. Eine Erscheinung bringe einem das Blut in allen Adern zum Erstarren.

Zwei Männer laufen vom Walde her gegen den Bach, fangen an zu ringen und stürzen mit einem höllischen Schrei in den Abgrund.



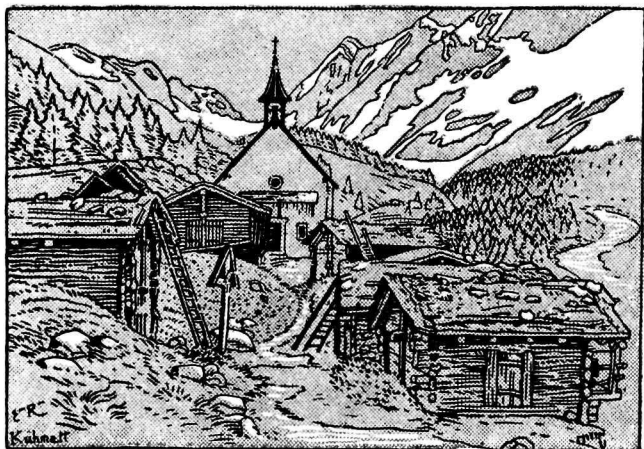
Man hat nicht Zeit, ein Vaterunser zu beten, so kommen sie wieder und beginnen von neuem den Kampf, welcher mit dem Sturze und dem Schrei in der Tiefe endigt. So geht es die ganze Nacht und erst, wenn der Mond hinter die Berge sinkt oder ob der Dämmerung verblasst, erstirbt auch der letzte, jämmerliche Schrei an den Felsen.

« Wie ist es dem Spielmann ergangen ? »

« Den hat Gott nicht vergessen. » Wie dieser zu sich gekommen ist, war es ihm, als erwache er von einem schrecklichen Traume. Kein Traum ! Das hört er an dem tosenden Bach und fühlt er an den wellenbespritzten Steinen. Er muss aber sehen, dass ihm der Weg nach oben gesperrt ist von glatt geschliffenen, teilweise überhängenden Felsen. Nur Wasservögel kommen aus Verstecken hervor und fliegen der Sonne entgegen. An ihre Flügel kann er sich nicht hängen. Nicht einmal seine Stimme steigt zu menschlichen Ohren empor, die Flühe halten sie gefangen

und die brausenden Wasser haben sie rasch eingeholt und begraben.

Wehmütig beginnt der Spielmann auf



seiner treuen Geige sein Leid zu klagen. Höher als die Stimme steigt das Spiel, bis zur Trösterin der Betrüben, der Königin der Engel. Die schönsten Muttergotteslieder gehen über die Saiten, auch das alte Pilgerlied von Kühmatt :

Nicht umsonsten tut man sehen
 Hier zu nacht ein Fackelschein ;
 Gibt Maria zu verstehen,
 Dass sie hier wollt gnädig sein,
 Dass man solle mit Vertrauen
 Ihr zu Ehr ein Kapell bauen,
 Sie verehren an dem Platz,
 Wo jetzt dieser Gnadenschatz.
 Manche in den grössten G'fahren
 Haben hier ein Glübd getan,
 Augenblicklich Hilf erfahren ;
 Viele Bilder zeigens an.
 Turm Davids, Tron der Ehren,
 Mutter der Barmherzigkeit,
 Unser Flehen woll erhören,
 Durch dein grosse Mildigkeit.

Hier schweigt die Geige. Noch nie hat sie
 so hell getönt, noch nie so zart geklungen.

Das Gelübde hat der Himmel gehört und
 treu besiegelt. Als ob ein Engel ihm die Hand
 reiche und ihn führe, steht der Spielmann
 auf und setzt den Fuss an den Felsen. Dieser
 gibt nach wie warmes Wachs, Tritt um Tritt
 steigt er empor und steht bald auf dem
 Rasen an der lebenspendenden Sonne.

An diesem Morgen haben die Sennerinnen den Spielmann nochmals gesehen und gehört. Wie sie auf dem Alpweg in die Kühmattkappelle traten, war das grosse Eisengitter offen. Vor dem Altare kniete der Spielmann und sang sein letztes Lied. Wie dieses verklungen, legte er die Geige auf den Altar und schenkte sie der Gottesmutter.

Der Spielmann ist nicht nach Blüemlisalp zurückgekehrt, und auch in Lötschen wurde er nicht mehr gesehen. Nur die Töne seines Spiels hier in der Tiefe des Baches sind geblieben ; sie heissen heute noch « das Wunderspiel ».





Das Seemannli

Das Seemannli vom Stampach hat einmal einem Jäger von Eisten einen zweifelhaften Dienst erwiesen. Der Jäger wollte am Rande des Stampachgletschers am Bergsee vorübergehen. In der Randmoräne des Sees sieht er das Seemannli in grauen Stiefeln, blauem Frack und Zipfelmütze forschend nach der Tiefe schauen. Der Jäger sieht sich schon bemerkt, und um nicht die Gunst des Seemannli zu verscherzen, redet er es freundlich an :
« Was suchst du, grosser König der Berge, da unten, wo die Menschen wohnen ? »

« Habe das Bett zu kurz, die Schuh zu eng,
Bald streck ich mich aus über Wald und Weng. »

Das hat der Jäger verstanden. Der Berggeist will seinem See einen Abfluss suchen über die gezierten Güter. Was soll aus seinen besten Wiesen werden, gelegen am Fusse des Berges, in den Bleicken, der schönsten Lage im ganzen Tale ? Die Angst treibt ihn schnell weiter und zeigt ihm einen listigen Ausweg.

Am andern Tage ist die Kühmattkirchweihe, ein Feiertag für die ganze Talschaft. Gruppenweise kommen schon in den Morgenstunden die Bewohner der äussern Gemeinden in ihrem schwarzen Sonntagsstaat in Eisten vorüber. Der Jäger sitzt vor seinem Hause an der Talstrasse, grüsst alle Vorübergehenden, wie aber der Meyer aus Ferden kommt, der reichste Mann des ganzen Tales, hat er einen besonders freundlichen Gruss. Nicht Amt und Würde bewegen ihn dazu, vielmehr der schwere Geldsack.

Der Jäger versteht es, sich unauffällig dem

Reichen anzuschliessen, denn seine Zunge zielt nicht schlechter als sein Auge, und das Gespräch auf das schöne Gut unter dem



Stampach zu lenken. Der Reiche meint : « Ich habe Güter überall im ganzen Tal, in den schönsten Matten ausgenommen, willst du mir dein Gut verkaufen ? »

Die Gelegenheit ist günstig, von dem gefährdeten Gut los zu werden. Beide meinen im Handel zu gewinnen, was sonst selten der Fall ist. Der reiche Mann bezahlt noch am gleichen Abend mit barem Golde, und der andere freut sich des Schatzes, den er gefunden wähnte. Aber er sollte sich daran noch arg verbrennen.

In der folgenden Nacht fängt es in den Bergen an zu dröhnen, als ob die Felsen unter dem Gletscher zermalmt würden. Ein Geruch von frisch aufgewühlter Erde und von gemahlenen Felsen steigt bis in die Dörfer Blatten und Eisten und bis hoch hinauf zur Tellialpe. « Das ist der Stampach, » sagen alle, « Gott beschütze unsere Matten in den Bleicken. » In Angst und Schrecken erwarten alle den nächsten Morgen, in der Nacht wagt niemand, dem tosenden Bach nahe zu kommen.

Welch einen Anblick bietet der schöne Sommermorgen, der sich friedlich ins Tal

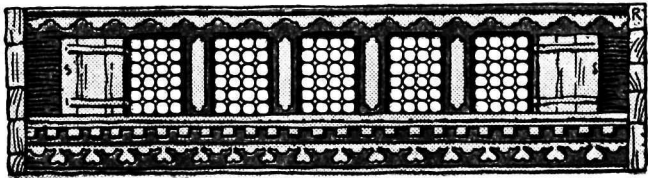
senkt. Vom Stampachchinn bis zur Lonza hat der Stampach braunen Schutt über die grünen Wiesen ausgestossen. Mitten in einer tiefen Rinne fliesst der Bach, der jetzt stiller geworden. Die Lonza hat ihren Lauf verändert, ist bis an die Felsen gedrückt und hat beide Brücken fortgetragen.

Bald erfährt man das Geheimnis der grossen Verwüstung. Der Bergsee unter dem Stampachgletscher ist ausgebrochen, hat die Moränen aufgedrückt und fortgeschwemmt in die Talsohle. Das hätte ihnen der Jäger von Eisten vorher sagen können. Was hätte es aber genützt ? Er selbst ist seines Wissens und seiner List nicht froh geworden. Diese haben einen bösen Wurm angesetzt in seinem Herzen, den Wurm des bösen Gewissens. Er wagt das gewonnene Gold nicht mehr anzuschauen, vergiss denn anzurühren. Immerfort quält ihn der Gedanke : « Du hättest dem Käufer alles sagen sollen, du darfst das Geld nicht behalten. »

Um Ruhe zu haben, geht der Jäger unverzüglich zu dem reichen Manne nach Ferden, legt das Gold auf den Tisch und sagt : « Das Geld gehört nicht mir, denn ich habe es durch List bekommen. Ich habe gewusst, dass der See ausbrechen werde und das Gut verwüsten. » Der reiche Mann wollte aber auch nichts zurücknehmen und schenkte alles dem Jäger, was dieser etwa ungerecht haben sollte.

Mit dem Verlust des Geldes hat er seinen Stolz gebüsst, und der Jäger sein Verschweigen mit der Qual des bösen Gewissens.





An Vrenelis Tanz

Kein Gletscher und kein Gandeggä
Und dafür hundert Hälminä! ¹

So seufzen die Hirten der Alpen. Früher ist es wirklich einmal so gewesen. Wo heute die Gletscher mit Riesenfüssen die Moränen vorstossen und mit gewaltigen Fingern sich an die Bergrippen klammern, sind einmal grüne, reiche Alpen gewesen. Eine solche Alpe war auch im Talkessel der Jäginen, die sich ans Grosshorn lehnen. Nur die Alten wissen noch zu sagen, wie diese Herrlichkeit verschwunden.

¹ Gefleckte Kühe.

Die Alpe, damit ich's nicht vergesse, hat Heimalp geheissen und gehörte dem reichsten Lötscher. An Heimisch Eggen stand die Hütte, gerade den Anen gegenüber. Hier schaltete den ganzen Sommer Vrene, die älteste Tochter des reichen Alpbesitzers. Die Mutter hätte ihr gerne eine ältere Magd als Gehilfin — im wahren Grunde als Schutzengel — mitgegeben. Weil aber Vrene gross und stark war wie ein Mann, meinte der Vater, sie solle alle Arbeit selbst besorgen. Der Tochter war es recht, und die Mutter konnte nichts mehr für sie tun, als sie dem Allmächtigen empfehlen und ihr jeden Abend den Muttersegen aus der Ferne spenden.

Einmal hat es der Mutter keine Ruhe gelassen. Sie hat ihr Kleinstes aus der Wiege genommen und ist in der Nacht zur Alpe emporgestiegen.

Schon beim Guggisee sah sie ein helles Licht in der Hütte und hörte Musik, Tanz und übermütige Jauchzer. Am ganzen Leibe



zitternd tritt sie an die Stubentür und schaut durch die runde, russige Guckscheibe. Mehr muss sie sehen, als ihr die schlimmste Ahnung sagen konnte: Tanzende aus allen Alpen und in der Mitte der leibhaftige Teufel, mit dem Bockfuss lustig den Takt schlagend.

Im Augenblick, wo sie die Türe öffnet, sehen die Tanzenden erst den Bösen in ihrer Mitte. Feuer schnaubend vor Wut knirscht der Schwarze:

Mag die Unschuld mich vertreiben,
Die letzte Seele muss mir bleiben.

Vrene kommt zuletzt an die Türe. Schon streckt der Teufel die Krallen hervor, um sie zu fassen, da springt die Mutter im gleichen Augenblick mit dem unschuldigen Kind auf dem Arm in die Stube. Seinetwegen kann der Böse der Mutter nichts anhaben und auch Vrene ist ihm entgangen. Mit geballter Faust in Rauch und Nacht ist er verschwunden.

Die Mutter wischt sich die Angsttropfen

von der Stirne. Vrene reicht ihr zum Lohn eine Tasse Käsmilch für sie und den Wurm auf den Armen, während sie den Gästen auf-tischt, was Küche und Keller vermögen. Keinen Angriff versucht die Mutter mehr auf ein so hartes, kaltes Herz und flieht von dem undankbaren Orte mit dem unschuldigen Kinde. Ihre Tränen rollen auf den Boden und werden zu Eis, zu Strömen von Eis, die ihr auf dem Fusse folgen und den Talgrund von Berg zu Berg bedecken.

Seither ist die schöne Alp verloren unter einem tiefen Gletscher. Wer um die Mitternachtstunde an Heimisch Eggen vorüber-geht, dem begegnen Sennen und Sennerinnen aus allen Alpen in altmodischen Trachten. Dürfte er sie fragen, wohin sie gehen, so würden sie ihm sagen :

An Vrenelis Tanz, an Vrenelis Tanz,
An die Heimisch Eggen.



Der Berggeist

Wenn früher die ältesten Bergführer die ersten Besteigungen unserer Berge erzählten, haben wir oft gefragt : « Warum sind nicht schon eure Väter auf die Berge gegangen ? » « Sie meinten, der Berggeist lasse niemand hinaufkommen », war die Antwort.

Jeder Berg hat nämlich seinen Geist, kleiner oder grösser, wie der Berg selbst es ist. Verhüllt der Berg sein Haupt mit Wolken, dann zieht der Berggeist seine Kappe an. Spannt er Federwolken aus, dann kämmt der Berggeist sein Haar. Der Berggeist ist auch

ein Wetterprophet, vorab der Berggeist vom Bietschhorn, der grösste im ganzen Tal.

Hed d's Biätschhorn ä Huät,
Denn ist d's Wätter guät.
Hed d's Biätschhorn ä Fädrun,
Denn fad's an z'rägnun.¹

So lautet die Regel.

Der Berggeist vom Bietschhorn ist ein gewaltiger Riese. Mit einem Stemmeisen bricht er von den Felsen, mit seinem Fusse erschüttert er die Gletscher, dass sie abbröckeln. Zwei schreckliche Tiere sind in seinem Dienste, zwei schwarze Böcke mit Hörnern, die hinter ihnen den Boden aufritzen und Steine fortrollen. Gewöhnlich sind diese Tiere im Gallengufer und trinken aus dem Gallenbrunnen, der dann aufhört zu fliessen. Bisweilen kommen die Böcke auch ins Tal, am

¹ Hat das Bietschhorn einen Hut,
Dann ist das Wetter gut.
Hat das Bietschhorn eine Feder,
Dann fängt es an zu regnen.

liebsten in heissen Sommern, wenn die Gletscher wie Wachs abschmelzen, oder nach schrecklichen Gewittern, die in den Bergen



doppelt wüten. Unter dem Gletscher fängt es an, unheimlich zu tosen, die Moränen werden aufgewühlt, eine braune Masse von Schlamm und Steinen, die « Horlauwina » wälzt sich das Birchinn herunter.

Einmal waren Heuer an den Brunnmatten, als die Horlauwina gekommen ist. Sie haben

deutlich gehört, wie der eine Bock zum andern sagte :

Zich brav, zich brav,

darauf der andere :

I mag nit bas, i mag nit bas,
Äs faständ d'heiligun Tämpertag.

Daraufhin hat der Rektor von Blatten beim neuen Kreuz, dem Birchbach gegenüber, eine hl. Messe gelesen. Während der hl. Messe streute ihm der Böse Sand und Steine ins Messbuch, um das hl. Opfer zu verhindern, und der Verbannung zu entgehen. Es ist ihm aber nicht gelungen.

Nicht minder furchtbar als die Böcke im Birchbach, war früher der « Gandegggeist ». Die Gandegga heisst die hohe Seitenmoräne des langen Gletschers vom Dischligbach bis in die innern Sässen. In der Gandeggung hauste ein gewaltiges Gemstier, welches auch einmal gesehen wurde von einem Knaben aus Eisten, dem spätern Prior Siegen, der vor zweihundert Jahren lebte.

Der Knabe war mit seinem Vater im Gorpä am Glecken (Sammeln von Wachholderzweigen). In der warmen Mittagsonne sind



die zwei Gläcker eingeschlafen. Plötzlich werden sie geweckt durch ein fürchterliches Trelen (Steinerollen) in der Gandeggun. Der Knabe ruft : « Was ist das für ein Tier in der Gandeggun ? »

« Ich sehe nichts. »

« Ich sehe es deutlich. Das Tier scharrt mit den Füßen, dass die Steine bis in den Gletschergrund und bis in die Anen fliegen. »



« Das ist der Gandeggungeist, den nur unschuldige Kinder sehen. »

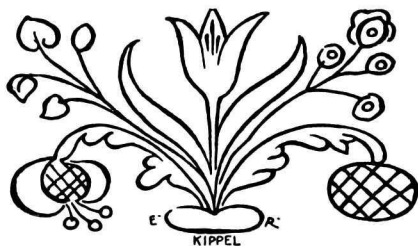
« Wenn ich einmal gross bin, will ich das Tier schon zur Ruhe bringen. »

Der Vater hat die Prophezeiung nicht



ernst genommen, aber sie sollte doch ernst werden.

Der Knabe ist ein Student geworden, zuerst bei den Jesuiten in Brig und später an der Hochschule in Wien. Als Priester in die Heimat zurückgekehrt, hat er die erste hl. Messe gelesen und bei der Primiz einen dreifachen Segen gespendet : Den ersten über seine Verwandten, den zweiten über das Volk und den dritten über die Gandegg. Seither hat man den Gandegggeist nicht mehr gesehen, aber die Steine liegen heute noch in den Anen und im Gletschergrund, zum Schaden der Guggin und der Gletscheralpe.





Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Zur Gletscherfahrt	5
Das Gletscherseeli	11
Der Millerstein	21
Die Weisse Frau	29
Der Lange Gletscher	39
Das Wunderspiel	45
Das Seemannli	57
An Vrenelis Tanz	63
Der Berggeist	69

